

Von Natur aus anders. Zur Entstehung geschlechtstypischen Verhaltens

**Doris Bischof-Köhler
Universität München**

(I) Entwicklungspsychologische Fakten zum geschlechtstypischen Verhalten und derzeit vorherrschende Erklärungen.

(II) Evolutionstheoretische Begründung unterschiedlicher Verhaltensdispositionen.

(III) Psychologische Auswirkungen anlagebedingter Dispositionen.

(I)

Konfliktstrategien

Die unterschiedliche Interessenlage von Jungen und Mädchen macht sich schon früh bemerkbar. Ab dem zweiten Geburtstag kommt es kulturübergreifend zu einer spontanen *Segregation* der Geschlechter. Jungen und Mädchen zieht es automatisch zu ihresgleichen; gemischtgeschlechtliche Aktivitäten müssen von den Erziehern initiiert und aufrecht erhalten werden. Dafür kommen vor allem zwei Ursachen in Betracht: (1) Der *Spielstil* der Geschlechtsgenossen ist *attraktiver* als der des Gegengeschlechts. (2) Bei Konflikten entwickeln Buben andere Strategien als Mädchen.

Schon im Kindergarten raufen Jungen nicht nur gern, sondern beginnen ernsthaft um Vorrechte zu kämpfen. Dabei entstehen innerhalb kurzer Zeit *Rangordnungen*. Die Rangpositionen sind nach wenigen Tagen festgelegt und erweisen sich über Monate oder Jahre stabil, sofern die Jungen in der gleichen Gruppe zusammenbleiben. Ist die Rangordnung erst einmal etabliert, dann gestaltet sich das Zusammenleben relativ konfliktfrei. Es herrscht hohe Übereinstimmung in Bezug auf den relativen Rang eines jeden Gruppenmitglieds - lediglich die eigene Position wird in der Regel überschätzt.

Jungen gehen in erster Linie brachial vor oder drohen Gewalt an. Ferner versuchen sie das Gespräch zu dominieren und durch Imponierverhalten Stärke zu bekunden und sich Respekt zu verschaffen. Generell gelten Jungen schon im Kindergarten als Spezialisten in der *Selbstdarstellung*. Sie setzen alles ein, was dazu dient, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Mädchen bemühen sich auch um einen hohen Status, ihre Positionen bleiben aber mehr oder weniger ständig im Fluss. Es entsteht zwar auch eine Art Rangordnung in dem Sinn, daß bestimmte Mädchen bewundert und imitiert werden, also Ansehen gewinnen. Damit ist aber nicht automatisch gewährleistet, daß die anderen Mädchen ihnen in jedem Fall Vorrechte zugestehen. Konflikte treten vielmehr anlassbezogen immer wieder auf, und der Status der einzelnen steht erneut zur Disposition. Aggression äußert sich kaum brachial, sondern vor allem als sogenannte *Beziehungsaggression*, die im Wesentlichen auf soziale Ausgrenzung abzielt. Typisch für Mädchen mit Ranganspruch ist ferner, daß sie sich um das seelische Wohlbefinden der anderen kümmern. Dieses Sich-kümmern kann schnell einmal die Form ungefragter

Ratschläge annehmen. Die Psychologie spricht hier von "prosozialer Dominanz", einer Mischung aus Besorgtheit und Bevormundung.

Die Rolle von Sozialisation und kognitiver Entwicklung

Die Ursachen der aufgezählten Unterschiede werden nach der heute noch vorherrschenden Überzeugung überwiegend oder ausschließlich auf die *Sozialisation* bzw. gesellschaftliche Einflüsse zurückgeführt. Vielfach begnügt man sich mit dem Hinweis, schon von Geburt an würden Eltern Mädchen und Buben verschieden behandeln und dabei unterstellt man unhinterfragt, daß sie dies tun, weil sie nach den gesellschaftlich geltenden Geschlechtsrollenvorstellungen richten.

Untersuchungen zur geschlechtsdifferenzierenden Sozialisation haben indes keine überzeugenden Zusammenhänge ergeben. Eltern belohnen geschlechtstypische Aktivitäten in den ersten Jahren keineswegs so konsequent und so nachdrücklich, wie zu fordern wäre, wollte man die Unterschiede ausschließlich darauf zurückführen. Dies gilt insbesondere für den Bereich "Durchsetzung und Aggression". Im Gegenteil: Mütter und Kindergartenpersonal beiderlei Geschlechts tendieren sogar dazu, bei Jungen eher neutrales oder gar mädchenhaftes Verhalten zu belohnen. Die Jungen werden dadurch aber keineswegs feminisiert. Sie zeigen vielmehr bereits vom ersten Lebensjahr an das höhere Ausmaß an physischer Aggression, das dann auch später für sie typisch bleibt

Was die Bedeutung der Sozialisation betrifft, so gibt vor allem zu denken, was herausgekommen ist, wenn Eltern versucht haben, Jungen und Mädchen bewusst geschlechtsneutral zu erziehen, um auf diese Weise die Ausbildung von Geschlechtsrollenvorstellungen zu verhindern. Ein solcher Versuch wurde in den sogenannten *Kinderläden* der 68er Bewegung unternommen. Zu den Erziehungszielen dieser Bewegung zählten unter anderem die *Nichteinübung traditioneller Geschlechtsrollen* sowie die Förderung *nicht-aggressiver Konfliktbewältigung*.

Nickel & Schmidt-Denter untersuchten das Ergebnis dieser alternativen Sozialisationsbemühungen, indem sie insgesamt über 400 Kinder im Alter von drei bis fünf Jahren aus traditionell geführten Kindergärten mit Kindern aus faktisch allen bestehenden Kinderläden verglichen. Was dabei herauskam, entsprach nun allerdings überhaupt nicht den Erwartungen der Untersucher, die selbst mit der antiautoritären Erziehung sympathisierten. Die Jungen in den Kinderläden waren bei Konflikten nicht nur aggressiver als ihre Geschlechtsgenossen in den Kindergärten, sondern vor allem auch aggressiver als die drei- und vierjährigen Mädchen in den Kinderläden. Erst die fünfjährigen Mädchen hatten offensichtlich gelernt, sich zur Wehr zu setzen. Berücksichtigte man ferner, wie häufig eine Partei bei Konflikten nachgab, so unterschieden sich die Geschlechter in den traditionellen Kindergärten kaum. In den Kinderläden dagegen traten die Mädchen signifikant häufiger den Rückzug an als die Jungen. Bei einer weiteren Untersuchung bestätigte sich das aus traditionellen Kulturen sattsam bekannte Muster, daß die Jungen die Mädchen auch in den Kinderläden eindeutig dominierten.

Der Befund stimmt nachdenklich. Warum waren in den Kinderläden gerade jene Unterschiede so ausgeprägt, die man eigentlich in den traditionellen Kindergärten erwartet hätte und das entgegen der ausdrücklichen Erziehungsdoktrin?

Nun könnte man argumentieren, die Kinder hätten sich eben auf andere Weise das geschlechtsspezifische Wissen verschafft. Sie lebten ja in einer Gesellschaft, in der die Ge-

schlechtsrollenvorstellungen in vielfältiger Weise realisiert waren. Auch wenn Erfahrungen dieser Art sicher bei älteren Kindern von Einfluss sind, so ist doch prinzipiell zu bedenken, daß die geschlechtstypischen Unterschiede bereits auftreten, bevor Kinder das eigene Geschlecht und das der anderen richtig bestimmen können, wozu sie erst im Lauf der dritten Lebensjahre in der Lage sind. Die Kenntnis der Geschlechtsstereotypen entsteht erst im dritten und vierten Lebensjahr. Also erst in diesem Alter bilden Kinder eine Vorstellung aus, welche Verhaltensweisen geschlechtsadäquat sind. Alle diese Faktoren beeinflussen sicher die weitere Geschlechtsrollenentwicklung und Konsolidierung. Für die Erklärung früher auftretender Unterschiede kommen sie aber eben nicht in Betracht.

Frühe Geschlechtsunterschiede

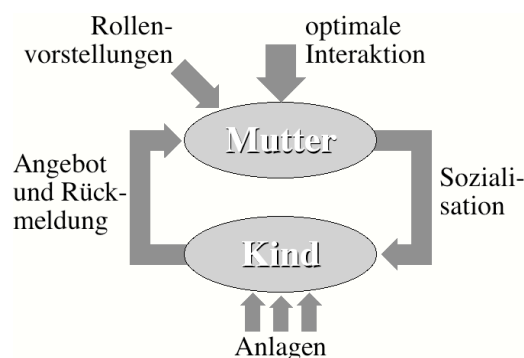
In der Geschlechtsrollendiskussion wird weitgehend nicht zur Kenntnis genommen, daß geschlechtstypische Verhaltensweisen faktisch von Geburt an auftreten. *Jungen* sind sogar schon im Mutterleib motorisch aktiver und vom ersten Lebenstag an reizbarer, impulsiver, emotional rascher aufgedreht und schnell auch einmal überdreht. Sie sind in der Regel schlechter zu beruhigen, generell schwieriger und rufen allein schon dadurch mehr Beachtung hervor. Dagegen sind *Mädchen* von Geburt an in ihrem Verhalten weniger auffällig, sie haben stabilere Emotionszustände und sind somit ausgeglichener und leichter zu beruhigen. Das mag damit zusammenhängen, daß sie in den ersten Lebenswochen neuronal reifer sind.

Jungen sind nachweisbar bereits mit sechs Monaten *durchsetzungsorientierter*, sie nehmen z.B. einem anderen Kind ein Spielzeug weg, während gleichaltrige Mädchen dies nicht tun. Im gleichen Alter nähern Jungen sich eher einem neuen Spielzeug, sie sind also *explorativer*, stärker auf Erkundung aus und lassen sich durch Unbekanntes weniger leicht ängstigen. Die Vorliebe für Autos, Technisches und für alles, was irgendwie funktioniert, zeigt sich bereits bei 10 bis 12 Monaten. In diesem Alter interessieren sich Jungen auch vorzugsweise schon für verbotene Dinge und neigen zu riskantem Verhalten. Im dritten Lebensjahr beginnt dann die Vorliebe für spielerisches Raufen.

Mädchen können von Geburt an generell als *sozial sensibler* bezeichnet werden. Sie suchen von den ersten Tagen an häufiger *Blickkontakt* mit einer anderen Person und halten diesen länger aufrecht. Diese Verhaltensbesonderheit ist für die gesamte Entwicklung und auch noch für erwachsene Frauen typisch. Rein mimisch zeigen Mädchen schon als Babys durch Hochziehen der Augenbrauen öfter den Ausdruck des Interesses. Ferner tritt schon bei neugeborenen Mädchen öfter das Phänomen der *Gefühlsansteckung* auf. Sie lassen sie sich eher durch das Geschrei anderer Babys anstecken. Darin deutet sich wahrscheinlich bereits die höhere Bereitschaft für Empathie an, die später für Mädchen und Frauen typisch ist. Schon als Einjährige spielen Mädchen am liebsten mit Stofftieren und Puppen und überhaupt mit Objekten, die eine pflegerische Aktivität ermöglichen. Dies ist auch dann der Fall, wenn es von den Eltern nicht durch ein entsprechendes Spielzeugangebot unterstützt wird. Dagegen zeigen 12monatige Jungen kaum Interesse an Puppen, selbst wenn sie ihnen vom Vater angeboten werden.

Insgesamt ist festzuhalten, daß Jungen und Mädchen bereits im ersten Lebensjahr, ja sogar bereits in den ersten Tagen und Wochen Verhaltensbesonderheiten bekunden, die auf die Geschlechtsstereotypen hinweisen, wie sie später für Erwachsene angenommen werden und auch empirisch gut belegt sind. Männer sind im Mittel *durchsetzungsorientierter, explorativer und risikobereiter*, Frauen stärker *personorientiert, fürsorglicher und einfühlsamer*.

Wenn wir vor diesem Hintergrund die Frage reflektieren, warum Eltern Jungen und Mädchen von Geburt an unterschiedlich behandeln, dann ist das sicher zum Teil auf die Wirksamkeit der Geschlechtsrollenvorstellungen zurückzuführen. Das ist aber nur die halbe Geschichte. Das frühe Auftreten geschlechtstypischer Verhaltensweisen legt vielmehr nahe, daß die ungleiche Behandlung auch bereits eine *Reaktion* darauf ist, daß Jungen und Mädchen von Anfang an aufgrund ihrer Veranlagung ein unterschiedliches Verhaltensangebot machen. Wenn Eltern also eine optimale Interaktion mit ihrem Kind anstreben, müssen sie dieses Verhaltensangebot berücksichtigen. Um das Kind beispielsweise zu beruhigen, muss man mit einem Jungen anders umgehen als mit einem Mädchen. Sozialisation darf also nicht als einsinnig kausale Einflussnahme auf das Kind verstanden werden, sondern ist vielmehr ein interaktiver Prozess, bei dem geschlechtstypische Verhaltensvorgaben und Reaktionsbereitschaften der Kinder die Richtung mitbestimmen.



Angesichts dieser Befundlage setzt sich in der modernen Entwicklungspsychologie zunehmend die Einsicht durch, daß die soziokulturellen Faktoren zwar zweifelsohne eine gewichtige Rolle spielen, allein aber eben nicht ausreichen, um geschlechtstypisches Verhalten gänzlich aufzuklären. Damit kommt man nicht umhin, das Anlageproblem etwas genauer zu eruieren

(II)

Was bedeutet "Veranlagung"?

Beim Stichwort "Veranlagung" liegen erfahrungsgemäß Missverständnisse in der Luft. In sozialwissenschaftlichen Kreisen wird die Möglichkeit anlagebedingter Verhaltensunterschiede immer noch als Zumutung erlebt und abgelehnt. Dahinter stehen Ängste und diese rühren in der Regel aus einer völlig falschen Vorstellung darüber, wie sich biologische Faktoren beim Menschen auf das Verhalten auswirken. Bei Veranlagung denken viele an *Determiniertheit* und setzen anlagebedingt mit unveränderbar gleich. Damit sehen sie die persönliche Freiheit in Frage gestellt und fürchten, der geschlechtlichen Diskriminierung werde Tür und Tor geöffnet. Zwar trifft es zu, daß sich Diskriminierung nicht selten auf die Biologie beruft. Das aber darf man nicht pauschal der Biologie anlasten, es fällt vielmehr auf diejenigen zurück, die biologische Argumente ungerechtfertigt in diesem Sinn missbrauchen.

Prinzipiell legen angeborene Dispositionen unser Verhalten nicht fest. Sie äußern sich in erster Linie als Neigungen, Interessen, und Fähigkeiten. Anders als bei Tieren, determinieren diese aber nicht das Verhalten. Sie wirken sich vielmehr unterschiedlich aus, je nachdem, welchen Sozialisationseinflüssen man ausgesetzt ist. Lernen können wir alles, auch wenn es nicht unserer Veranlagung entspricht. Diese Feststellung wird nun oft dahingehend interpretiert, dann könne man die Veranlagung gleich ganz außer Acht lassen. Dies wiederum wäre

allerdings eine Fehleinschätzung ihrer Wirkung. Die Veranlagung kommt insofern ins Spiel, als manche Verhaltensweisen aufgrund angeborener Neigungen leichter gelernt werden können und einen höheren Befriedigungswert haben, während andere schwerer fallen und weniger Spaß machen. Prinzipiell sind wir aber in der Lage, gegen diese Neigungen zu handeln und auf Angenehmes zu verzichten, also beispielsweise weniger zu essen oder gar zu fasten, wenn wir abnehmen wollen.

Die Geschlechter bilden im statistischen Mittel unterschiedliche Schwerpunkte in bestimmten Neigungen, Interessen und Begabungen aus, wobei dies indes nicht bei allen Männern und Frauen im gleichen Maße Fall ist. So mag das, was hier als typisch männlich oder weiblich angeführt wird, für einzelne Personen keine Gültigkeit haben. Zieht man aber eine ganze Population von Männern und Frauen in die Betrachtung ein, dann ergibt sich das Bild, daß bestimmte Verhaltensweisen vom einen Geschlecht leichter gelernt werden, weil sie den geschlechtstypischen Neigungen entgegenkommen, während sie beim anderen einen höheren Erziehungsaufwand erfordern.

Eine Verhaltensmodifikation durch Erziehung ist also prinzipiell möglich. Will man aber wirklich eine Veränderung herbeiführen, dann ist man als Erzieher gut beraten, wenn man sich nicht einfach über den Faktor "Veranlagung" hinwegsetzt, sondern ihn berücksichtigt, damit die Maßnahmen, die man einsetzt, zum Erfolg führen und die Betroffenen auch mitspielen.

Evolutionstheoretische Begründung geschlechtstypischen Verhaltens

Genetische Dispositionen entstehen dann, wenn das Verhalten, das sie ermöglichen, den Fortbestand einer Art von Generation zu Generation gewährleistet. Dies setzt voraus, daß sich die Einzelnen an ihren Lebensraum anpassen und diese Anpassung wiederum gelingt bestimmten Individuen besser, anderen nicht so gut. Das Kriterium für eine erfolgreiche Anpassung ist nicht nur das individuelle Überleben, sondern insbesondere der *Reproduktionserfolg*, gemessen an der Zahl der Nachkommen. Je mehr Nachkommen ein Individuum hat, um so wahrscheinlicher werden sich die genetischen Dispositionen innerhalb einer Population ausbreiten, die den Reproduktionserfolg fördern, während weniger erfolgreiche verschwinden. Dabei ist zu bedenken, daß es sich um Programme handelt, die das Verhalten unserer tierischen Vorfahren steuerten, lange bevor es den Verstand gab, der es uns ermöglicht, aus Einsicht in das Notwendige zu planen und zu handeln. Diese Programme sind jedoch durch den Verstand nicht abgelöst, sondern nur überlagert worden und beeinflussen als Verhaltensdispositionen die Handlungsorganisation auch noch beim heutigen Menschen.

Was nun die Ausbildung geschlechtstypischer Dispositionen betrifft, so ist vorauszuschicken, daß die Geschlechter gleichermaßen darauf eingerichtet sind, sich optimal fortzupflanzen; sie verfolgen dabei aber unterschiedliche Strategien. Der entscheidende Schritt hierzu hängt mit der *inneren Befruchtung* zusammen, die notwendig wurde, als unsere tierischen Vorfahren vor etwa 400 Mill Jahren dazu übergingen an Land zu leben. Während bei Fischen Männchen und Weibchen ihr Keimmaterial ins Wasser abgeben, muss bei landlebenden Tieren einer der beiden Organismen das keimende Leben aufnehmen und während einer gewissen Zeit austragen und diese Funktion fiel auf die Weibchen, weil sie die größeren und unbeweglicheren Eizellen produzieren. Dadurch war eine Asymmetrie in der *Parentalen Investition* vorprogrammiert.

In der Evolutionsbiologie definiert man Parentale Investition als Aufwand an Zeit, Energie, und Risiko den ein Elternteil pro individuelm Kind auf Kosten weiterer potentieller Nachkom-

men investieren muss. Dieser Aufwand ist infolge der *inneren Befruchtung* bei Weibchen sehr viel höher als bei Männchen, sie können infolgedessen viel weniger Kinder haben. Das gilt insbesondere für Säugetiere und somit natürlich auch für den Menschen. Mütter müssen das Kind nicht nur während der Schwangerschaft austragen, sondern es nach der Geburt auch ernähren und auf andere Weise für es sorgen, es beispielsweise wärmen und schützen. Dagegen brauchen Männer eigentlich nur eine Partnerin zu finden, die bereit ist, sich mit ihnen zu vereinigen, danach ist es nicht zwingend, daß sie sich weiter um den Nachwuchs kümmern, denn die weitere Sorge für diesen bleibt ja den Müttern überlassen. Männer können also zumindest potentiell Hunderte von Kindern zeugen.

Allerdings hat dieser für das männliche Geschlecht scheinbar paradiesische Zustand einen entscheidenden Pferdefuß: Was nützt die ganze Potenz, wenn empfängnisbereite Partnerinnen nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen, weil sie gerade mit Schwangerschaft oder der Betreuung ihrer Kinder beschäftigt sind. Damit stellt sich für das männliche Geschlecht das Problem, mit Nebenbuhlern um Partnerinnen *konkurrieren* zu müssen im Unterschied zum weiblichen Geschlecht, das unter den Konkurrenten eine *Auswahl* treffen kann. Und somit wurde der Sachverhalt, daß Väter eine sehr viel höhere Anzahl von Kindern haben können als Mütter zum Schlüssel für die anlagebedingten Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern.

Folgen unterschiedlicher elterlicher Investition

Schauen wir zunächst die Konsequenzen der niedrigen väterlichen Investition bei Tiermännchen an - die Parallelen zum Konkurrenzverhalten bei Jungen sind offenkundig.

Der permanente Rivalitätsdruck begünstigt jegliche Dispositionen, die einen Vorteil über Konkurrenten ermöglichen. Als erstes sind *körperliche Kraft* und *Ausdauer* zu nennen. Wichtiger noch ist die Motivation zu konkurrieren und das Risiko des Kampfes einzugehen. Nun wird männliche Rivalität oft ungenau als Aggressivität bezeichnet. Dabei ist die Destruktion des Rivalen aber garnicht primär das Ziel; es genügt, wenn der andere aufgibt und sich unterwirft. Um Selbstschädigung durch den Kampf zu begrenzen, wird die Aggressivität – wie die Ethologen es nennen – *ritualisiert*. Der Rivale soll möglichst durch *Drohen und Imponieren* eingeschüchtert werden, daß es gar nicht erst zum Ernstkampf kommt. Imponieren manifestiert sich auch in der äußeren Erscheinung. Schon rein morphologisch sind Männchen auf Schau hin angelegt, etwa durch prächtige Mähnen und Geweihe.

Nicht jede Auseinandersetzung ist erfolgreich. Wer dazu neigt, sich durch Niederlagen entmutigen zu lassen, hat kaum eine Chance, diese Eigenschaft seinen Söhnen zu vererben. Dagegen wird derjenige bevorzugt sein genetische Material weitergeben, der über eine gewisse Dickfelligkeit verfügt und unverdrossen immer wieder versucht, bei einem Weibchen zum Zug zu kommen. *Toleranz gegenüber Misserfolg* ist somit ein weiteres wichtiges Merkmal des männlichen Konkurrenzverhaltens.

Ständiges Rivalisieren würde den Gruppenzusammenhalt gefährden. Dies wird durch die Ausbildung von *Rangordnungen* verhindert. Sie setzen allerdings die Bereitschaft Einzelner voraus, sich dem Stärkeren *unterzuordnen*. Unterordnungsbereitschaft ist also die andere Seite der Medaille des Kampfes um die Macht. Als Folge können ehemalige Rivalen nicht nur zusammenbleiben sondern auch miteinander kooperieren.

Im *weiblichen Geschlecht* hat die Selektion wegen der hohen mütterlichen Investition ganz andere Verhaltensbereitschaften begünstigt. Da sich die Investition vor allem in der Brutpflege äußert, liegt eine besondere selektive Prämie auf *Fürsorglichkeit*. Je besser eine Mutter für das einzelne Kind sorgt, umso eher wird es gesund aufwachsen, selber Nachwuchs haben und die fürsorgliche Disposition den Töchtern weiter vererben. Dagegen müssen Weibchen nicht um Männchen konkurrieren, denn davon gibt es genug. Es besteht also keine Notwendigkeit, eine spezifische Wettkampfmotivation auszubilden. Infolgedessen fehlen auch die anderen Dispositionen, die im Rivalenkampf förderlich sind, wie etwa eine besondere Toleranz für Misserfolg. Generell ist weibliche Aggression nicht ritualisiert und infolgedessen auch nicht durch Hemmungen gebremst. Es fehlt auch das Imponierverhalten und von der äußeren Erscheinung sind Weibchen unauffällig. Wo Rangstrukturen in Weibchengruppen auftreten, sind diese nicht erkämpft, sondern beruhen auf Familienzugehörigkeit, dem Alter oder dem Rang des Partners. Das bedeutet nun keineswegs, daß Weibchen weniger aggressiv wären. Es handelt sich aber um eine eher *reaktive*, anlassbezogene Aggressivität, z.B. im Streit um Futter oder bei der Verteidigung der Jungen.

(III)

Wirksamkeit geschlechtstypischer Dispositionen beim Menschen

Wegen des Tagungsthemas konzentriere ich mich auf das männliche Geschlecht und beschränke mich bezüglich des weiblichen auf eine kurze Anmerkung.

Auf dem Hintergrund evolutionstheoretischer Betrachtung liegt es nahe, weibliche Dispositionen im Zusammenhang mit der hohen mütterlichen Investition zu erwarten. Dafür kommen Fürsorglichkeit, Empathie und das Interesse an persönlichen Belangen in Betracht. Konkret bedeutet dies, daß entsprechende Verhaltensweisen der Mehrheit der Mädchen leichter fallen, während sie bei Jungen eher der spezifischen Förderung bedürfen.

Nun zu den Jungen: Wenn wir das eingangs geschilderte typische Konkurrenzverhalten von Jungen mit dem Rivalitätsmuster von Tiermännchen vergleichen, dann finden sich auffällige Parallelen. In beiden Fällen beobachten wir betontes Imponierverhalten, stabile Rangordnungen, die Bereitschaft, sich unterzuordnen und die Vorliebe für Raufspiele im Jugendalter. Es liegt also nahe, daß vergleichbare Dispositionen auch bei Jungen wirksam sind und das Auftreten des entsprechenden Verhaltens begünstigen.

Die Struktur der Jungengruppen lässt sich als *Dominanzhierarchie* bezeichnen. Dabei geht es um die Machtverhältnisse, der Vorrang wird – notfalls brachial, bevorzugt aber durch Droh- und Imponierverhalten – erkämpft. Der Vorteil der Dominanzhierarchie besteht darin, daß infolge der Unterordnungsbereitschaft einzelner relativ schnell ein Konsens zu erreichen ist und die Möglichkeit besteht, mit ehemaligen Rivalen zu kooperieren. Der Begriff "Seilschaften" charakterisiert sie recht treffend. Weniger positiv ist zu vermerken, daß es sich um eine autoritäre Struktur handelt, in der auf persönliche Belange keine Rücksicht genommen wird.

Formen von Aggressivität

Bevor ich auf die einzelnen Eigenschaften genauer eingehe, die den typisch männlichen Wettkampf kennzeichnen, ist eine Differenzierung in Bezug auf *Aggression* angezeigt. In diesem Bereich sind die Geschlechtsunterschiede recht eindeutig ausgeprägt, was allerdings nicht

einfach pauschal bedeutet, Jungen seien aggressiver als Mädchen. Sie sind es nur auf andere Weise und in anderen Zusammenhängen.

Zunächst einmal ist klarzustellen, dass *spielerisches Raufen*, das bei Jungen oft als Aggression wahrgenommen wird, nicht aggressiv motiviert ist, auch wenn es die Funktion hat, die eigenen Kräfte für den Ernstfall einzuüben. Es tritt kulturübergreifend fast ausschließlich bei Jungen auf und hat Parallelen bei Tiermännchen. Raufen findet nur in freundschaftlicher Gesinnung statt. Die Jungen müssen sich kennen und ein gewisses Vertrauen zueinander haben. Die Rollen des Jägers und des Gejagten wechseln, es herrscht eine fröhliche Stimmung mit viel Lachen. Tut man einem anderen aus Versehen weh, dann beeilt man sich, das wieder gut zu machen. Jungen, die Spiel und Ernst beim Raufen nicht auseinander halten können, haben eine individuell problematische Entwicklungsgeschichte und sind in der Regel Ausnahmefälle.

Aggression im eigentlichen Sinn kann durch *Frustration* ausgelöst werden, wenn man ein Ziel verfolgt und sich ein Hindernis in den Weg stellt. Es handelt sich dabei um eine reaktive Form der Aggression, bei welcher der Emotion *Ärger* eine zentrale Rolle zukommt. Vor allem im Kindes- und Jugendalter tendieren Jungen dazu, auf Frustration vorzugsweise mit *körperlicher* Aggression zu reagieren, während Mädchen andere Strategien einsetzen, z.B. Beziehungsaggression.

Von der Frustrationsaggression ist als zweite Form die assertive Aggression zu unterscheiden, die im Dienste der männlichen *Konkurrenzbereitschaft* auftritt. Der andere wird als Rivale erlebt, den man aktiv zum Kampf herausfordert, um ein für alle Mal die Machverhältnisse festzulegen. Ärger spielt dabei keine Rolle, sondern eher so etwas wie Übermut - man "will es einfach wissen". Neben physischem Kampf äußert sich die Aggression in diesem Kontext vor allem in ihren *ritualisierten* Formen als Drohen, Selbstdarstellung und Imponiergehabe, wobei anzumerken ist, daß das Verhaltensspektrum des Rivalisierens beim erwachsenen Mann natürlich weitaus elaborierter ist als bei Jungen oder gar bei Tieren. Die Spezialisierung auf ritualisierten Konkurrenzkampf dürfte wesentlich mit dem Ausschlag geben, daß Jungen aggressiver erscheinen als Mädchen.

Schließlich ist als dritte Variante die *Beziehungsaggression* zu nennen. Bei ihr wird die persönliche Beziehung durch Vermeiden oder Abbruch des Kontakts in Frage gestellt, eine Person ausgegrenzt, indem man über sie abfällig redet, Gerüchte über sie verbreitet oder ihr die Anerkennung verweigert. *Soziale Ausgrenzung* ist die Weise, wie sich Aggression vorwiegend bei Mädchen und Frauen in Konfliktsituationen äußert; sie hat im Tierreich keine Parallelen.

Natürlich gibt es Überschneidungen im Auftreten der verschiedenen Aggressionsformen zwischen den Geschlechtern. Aber Mädchen und Frauen sind viel seltener brachial aggressiv und in der Mehrzahl sind sie auch weniger wettbewerbsorientiert und tendieren dazu Konkurrenzsituationen zu meiden. Dagegen tritt Beziehungsaggression bei Jungen und Männern signifikant seltener auf.

Foetale Androgenisierung

In Bezug auf die männliche Konkurrenzbereitschaft haben wir inzwischen recht schlüssige Hinweise aus der *Hormonforschung*, wie die entsprechenden Dispositionen während der Schwangerschaft bei Jungen entstehen dürften. Eine Schlüsselrolle spielen dabei die *Andro-*

gene, also die männlichen Hormone. Sie werden etwa von der 8. Schwangerschaftswoche an in den Hoden vom männlichen Embryo produziert und steuern nicht nur die Ausbildung der inneren und äußeren Geschlechtsmerkmale sondern beeinflussen auch Gehirnstrukturen, die etwas mit dem Verhalten zu tun haben.

Welche Rolle die Androgene bei der Entwicklung von Verhaltensdispositionen spielen, können wir aus Fallgeschichten ableiten, bei denen weibliche Foeten unvorhergesehen einer Androgenisierung ausgesetzt waren. Das war zum Beispiel eine Zeitlang der Fall, als man Müttern künstliche Hormone verabreichte, um einen Schwangerschaftsabbruch zu verhindern, ohne zu wissen, daß diese wie Androgene wirkten. Eine zweite Möglichkeit der fötalen Androgenisierung beruht auf einem genetischen Defekt der Nebennierenrinde, der den weiblichen Foetus selbst veranlasst, ein Übermaß an Androgenen zu produzieren.

Für unsere Fragestellung interessant ist nun, daß die davon betroffenen Mädchen typischerweise *Wildfangverhalten* zeigen, also ein Verhalten, das dem von Jungen ähnlicher ist als dem von Mädchen. Sie raufen gern, lieben athletische Sportarten, bevorzugen Jungenspielzeug, sind mehr an der beruflichen Karriere als an der Familie interessiert, zeigen bei der Konfliktlösung das eher männliche brachiale Muster und haben wie Jungen ein besseres visuell-räumliches Vorstellungsvermögen. Da entsprechende Androgenwirkungen bei männlichen Foeten die Regel sind, liegt es nahe, daß sie auch bei Jungen für die Ausbildung der typisch männlichen Dispositionen verantwortlich sind, von denen hier die Rede ist.

Rivalität und Abenteuerlust

Wenn wir nun die einzelnen Merkmale des typisch männlichen Konkurrenzmodells Revue passieren lassen, dann ist als erstes die stärkere *Durchsetzungs-* und *Wettbewerbsbereitschaft* zu nennen. Männer haben nachgewiesenermaßen Spaß an Konkurrenzsituationen und schätzen Statusunterschiede in der Gruppe. Schon Dreijährige fangen an, andere Jungen herauszufordern, sie werden von den älteren Jungen zunächst nicht ernst genommen, bis diese dann doch die Geduld verlieren und sie in ihre Schranken weisen. Nun begnügen sich Jungen aber nicht damit, andere Jungen zu provozieren, sondern versuchen dies natürlich auch bei Bezugspersonen, Erziehern und Betreuern. Wenn also Jungen mit Ungezogenheiten eskalieren, so könnte dies daran liegen, daß sie einfach nur ausloten wollen, wie weit sie gehen können. Sie warten dann förmlich darauf, in die Schranken gewiesen zu werden. Ein Kuschelstrategie wäre hier entschieden kontraproduktiv.

In diesem Zusammenhang ist ein Wort zur Bedeutung des *Vaters* angebracht. Es wird ja in letzter Zeit wiederholt die Forderung erhoben, daß Jungen schon in der Kita männliche Erzieher bräuchten, weil bei vielen die Väter ausfielen. In der Tat sollte man die Bedeutung von Vätern bzw. anderer männlicher Bezugspersonen insbesondere für Jungen nicht unterschätzen und zwar gerade schon im Kleinkindalter. Väter setzen sich bei Jungen besser durch. Wo sie ausfallen, kann es insbesondere bei Jungen nicht nur zu Disziplinierungsproblemen sondern generell zu Entwicklungsstörungen kommen. Darüberhinaus haben Untersuchungen gezeigt, daß Väter im Unterschied zu Müttern in ihrem Spielangebot spezifische Anregungen geben. Mütter spielen in erster Linie vertraute Spiele mit Wiederholungscharakter, regen die Kinder mit Spielsachen an, reden mit ihnen, schränken sie auch mal ein. Generell vermitteln sie in erster Linie Sicherheit und Geborgenheit. Väter gehen vor allem mit Söhnen schon in ersten Lebensjahr körperlich robuster um, sie sind die geeigneteren Raufpartner und sorgen für Abwechslung. Mit ihrem Spielstil regen sie insbesondere die Erkundung von Neuem an. Damit sind sie natürlich auch für Mädchen attraktiv, kommen aber insbesondere dem gesteigerten

Erkundungsbedürfnis von Jungen entgegen, das wir ja bereits bei Halbjährigen registriert haben.

Diese erhöhte Erkundungsbereitschaft hängt eng mit der geschlechtstypisch erhöhten *Risikobereitschaft* zusammen, ohne die es beim Rivalenkampf nicht geht. Jungen haben im Durchschnitt einfach weniger Angst. Schon von klein auf zeigen sie eine höhere Unfallrate.

Die erhöhte Erkundungsbereitschaft äußert sich vor allem in der Pubertät in gesteigerter *Abenteuerlust*. Sie motiviert die Jungen dazu, sich in Banden zusammenzuschließen. Dabei spielt persönliches Interesse an der anderen Person, wie es die innigen Freundschaften der Mädchen kennzeichnet, eine untergeordnete Rolle. Im Vordergrund steht vielmehr das Bedürfnis, gemeinsam Gefahren zu erleben und zu bestehen. Wo die Abenteuerlust auf Grenzen stößt und frustriert wird, kann Aggression aus Langeweile entstehen. Was dann wie Mutwille und Gewalttätigkeit aussieht, ist unter Umständen nur das Ergebnis eines frustrierten Abenteuerbedürfnisses. Hier dürfte eine wesentliche motivationale Ursache dafür liegen, daß Jungen so deutlich mehr an Computerspielen und Filmen mit Gewaltexzessen interessiert sind als Mädchen.

Selbstgefühl

Als weitere Eigenschaft des männlichen Konkurrenzverhaltens wurde das *Imponiergehabe* herausgestellt. Schon kleine Jungen sind *Spezialisten in der Selbstdarstellung* wenn es darum geht, andere zu beeindrucken und gegebenenfalls einzuschüchtern, selbst wenn man dabei nur blufft. In diesem Kontext ist auch die hohe *Selbsteinschätzung* zu sehen, die sich ja unter anderem in der Überschätzung der eigenen Rangposition schon bei kleinen Jungen bemerkbar macht. Wie sich das konkret auswirkt, möchte ich an einem Experiment zum gleich- und gegengeschlechtlichen Wettbewerb erläutern, das auch sehr gut veranschaulicht, wie Mädchen bei Konfrontation mit dem männlichen Stil ins Abseits geraten können. Es geht um einen Buchstabierwettbewerb bei 10jährigen Jungen und Mädchen, einem im angelsächsischen Bereich beliebten Unternehmen, bei dem die Kinder paarweise konkurrierten. Im Wettbewerb "Mädchen gegen Mädchen" meldeten diese sich nur dann, wenn sie wussten, daß die Kontrahentin nicht die bessere war. Wenn ein Junge gegen einen anderen Jungen antrat, meldeten sich beide immer sofort, sobald das Wort genannt wurde, gleich ob sie es buchstabieren konnten oder nicht. Ein nicht geringer Prozentsatz der weniger guten Buchstabierer hielt an dieser Strategie fest, obwohl diese Jungen immer wieder Misserfolge einstecken mussten. Ließ man Mädchen gegen Jungen antreten, dann meldeten sich die Jungen in jedem Fall zuerst, auch wenn sie zu den schlechten Buchstabierern gehörten, dagegen hielten sich selbst gute Buchstabiererinnen zurück.

Das Experiment veranschaulicht eine weitere Disposition, auf deren zentrale Bedeutung für die spezifisch männlichen Wettkampfstrategie oben hingewiesen wurde, die Bereitschaft, bei *Misserfolg* nicht aufzugeben, sondern es unverdrossen immer wieder zu versuchen. Dazu passt, wie Jungen und Mädchen die Ursache ihres eigenen Erfolges bzw. Misserfolges erklären. Jungen attribuieren Erfolge auf das eigene Können, Misserfolge dagegen auf äußere Umstände oder mangelnde Anstrengung. Mädchen sehen die Ursache für Misserfolg in erster Linie bei sich selbst oder in den äußeren Umständen, letztere halten sie aber auch für die Ursache, wenn sie Erfolg hatten. Es ist unverkennbar, daß die Strategie der Jungen mit Erfolg und Misserfolg umzugehen, weitaus schonender für das Selbstgefühl ist als die der Mädchen. Wenn jetzt immer von der Krise die Rede ist, in der sich die Jungen befänden sich, dann wäre zu fragen, ob sie das überhaupt so wahrnehmen, oder ob sie durch ihre Tendenz, sich selbst zu

überschätzen und gegenüber Misserfolg ein dickes Fell zu entwickeln, nicht von solchen unerquicklichen Einsichten abgeschirmt bleiben.

Die Interaktion von Natur und Kultur

Insgesamt sprechen die dargestellten Befunde dafür, daß bei bestimmten geschlechtstypischen Merkmalen wie insbesondere beim männlichen Rivalisieren oder beim weiblichen Fürsorgeverhalten Dispositionen im Spiel sind, die an das phylogenetische Erbe anschließen. Ich hoffe, mit meinen Ausführungen auch die Befürchtung ausgeräumt zu haben, wo anlagebedingte Verhaltenstendenzen wirksam seien, könne man nichts ändern. Ändern kann man alles, allerdings hängt der Erfolg davon ab, von welchen *Prämissen* man ausgeht. Vielfach glaubt man auch heute noch, an dem Credo festhalten zu müssen, die Geschlechter seien von Natur aus gleich oder die Unterschiede seien so geringfügig, daß sie nicht ins Gewicht fielen. Dementsprechend sieht man in der erzieherischen Gleichbehandlung das Heilmittel gegen die Diskriminierung. Gleichbehandlung wäre aber nur angebracht, wenn sich die Geschlechter wirklich von Natur aus gleichen. Unterscheiden sie sich aber- und ich denke, die Evidenz hierfür ist nicht zu wegzuleugnen - dann geht es einem mit der Gleichbehandlung wie den Eltern des Kinderladenexperiments, die Dispositionen schlagen stärker durch und die Unterschiede treten umso deutlicher zutage. Umgekehrt kann man nicht selbstverständlich erwarten, daß Jungen und Mädchen das gleiche Verhaltensmuster ausbilden, wenn man das eine Geschlecht nicht ausdrücklich dahingehend trainiert, wünschenswerte Eigenschaften zu entwickeln, die dem anderen Geschlecht anlagebedingt leichter fallen. Ganz sicher genügt es allerdings nicht, das Rollenbild von "Männlichkeit" nach Belieben umzudefinieren und zu erwarten, daß damit Erscheinungsweisen des männlichen Verhaltensprofils, die einem nicht genehm sind, einfach verschwinden; man muss den Betroffenen die erwünschten Veränderungen auch schmackhaft machen können.

Eine ganz andere Frage ist, welches Geschlecht sich eigentlich an welches angleichen soll. Immer noch versuchen Frauen, es den Männern gleich zu tun, wohl ein Effekt der Höherbewertung von Männlichkeit. Bei evolutionstheoretischer Betrachtung erweist sich diese Höherbewertung freilich wiederum als eine Folge des männlichen Erbes. Zu Ansehen kommt man, wenn es einem gelingt, die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Natürlich sollte dies idealerweise aufgrund positiver Eigenschaften der Fall sein. Aber wir fallen auch darauf rein, wenn einer nur überzeugend genug auftritt, sicher und kompetent wirkt, etwas Spektakuläres macht, etwas riskiert, selbst wenn er nur blufft. Da Männer wie auch schon kleine Jungen von Natur aus Imponierspezialisten sind, haben sie in dieser Hinsicht natürlich einen Vorteil. Es gelingt ihnen meist besser, sich in Szene zu setzen und das was sie tun, mit dem Nimbus des Bedeutsamen oder Innovativen zu verbinden. Ohne uns dessen bewusst zu sein, interpretieren wir Tätigkeiten, die Aufsehen erregen, als Indiz für Ranghöhe und verbinden sie mit einer Höherbewertung. Damit erhält das Männliche automatisch einen höheren Status.

Wenn Jungen faktisch vom Beginn des Lebens an allein schon durch ihre stärkere Umtriebigerkeit und ihr riskantes Verhalten öfter im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen, und sich dies dann in Kindergarten und Schule fortsetzt, und sei es auch nur, indem sie durch Ungezogenheiten aus dem Rahmen fallen, dann bestätigen diese Erfahrungen immer wieder das Bewusstsein, etwas Bedeutendes zu sein. Versagt man den Jungen die entsprechende Referenz, dann lassen sie sich eine Menge einfallen, um die Aufmerksamkeit zurück zu gewinnen.

Da es fraglich ist, ob sich »Männlichkeit« in ihren Grundmustern zum Verschwinden bringen lässt – einmal ganz abgesehen davon, ob wir das wirklich für wünschenswert halten – ist die

Gleichbewertung von Mann und Frau das viel vordringlichere und wahrscheinlich auch realistischere Ziel. Für den Erzieher stellt sich die Herausforderung, dieses Anliegen umzusetzen, dabei jedem Geschlecht in seiner Eigenart gerecht zu werden und dafür Sorge zu tragen, dass keines auf der Strecke bleibt.

Literatur:

Bischof-Köhler, D. Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart, Kohlhammer, 3. Aufl. 2006

Bischof-Köhler, D. Geschlechtstypisches Verhalten von Jungen aus evolutionstheoretischer und entwicklungspsychologischer Perspektive In: Matzner, M. /Tischner, W. (Hrsg.) Handbuch Jungen-Pädagogik. Weinheim, Beltz. S. 18-33, 2008